Neue Zürcher Zeitung





Selenski (links) tritt wie ein Feldkommandant auf und zitiert Shakespeare, Putin verbreitet Lügen und religiös verbrämte Botschaften.

BILDER EVGENIY MALOLETKA / AP, ALEXANDER ZEMLIANICHENKO / AP

Selenski und Putin im Reich der Spiegelungen

Belagerungszustand herrscht: in der Ukraine durch die russische Invasion, in Russland durch die Paranoia, in die das Regime die Gesellschaft seit Jahren versetzt. Es ist dies nur eines von vielen Abbildern dieses Krieges. ***Gastkommentar von Ulrich M. Schmid***

Am Schluss weht die ukrainische Fahne in sattem Gold-Blau vor einem zerstörten grauen Wohnblock in Borodjanka. Selenskis Videobotschaft zum Tag des Sieges am 8. Mai ist ein ästhetisches und rhetorisches Meisterwerk. Wie in seinen allabendlichen Ansprachen tritt der ukrainische Präsident nicht in Anzug und Krawatte auf, sondern mit einem T-Shirt – diesmal allerdings nicht im Army-Look, sondern mit der Aufschrift «I'm Ukrainian». Das gesamte Video ist – bis auf die Schlussszene – in dezentem Schwarz-Weiss gehalten.

Selenski komponiert seine Rede sorgfältig wie ein Musikstück. Das Leitmotiv «Nie wieder» taucht in verschiedenen Variationen auf und verwandelt sich am Ende in ein hoffnungsvolles «Wieder»: Die Sonne wird «wieder» scheinen, Frieden wird «wieder» einkehren. Es gelingt Selenski in der ernsten Ansprache, seiner kriegsversehrten Nation Trost zu spenden und Zuversicht zu verbreiten. Er tut dies, indem er eine klare Verbindung zwischen dem Nazi-Überfall im Zweiten Weltkrieg und dem russischen Angriff am 24. Februar zieht.

Unsagbar und unsäglich

«Nie wieder» war der Leitspruch der bisherigen ukrainischen Siegesfeiern. Nun ist das Böse zurückgekehrt. Selenski nennt weder Hitler noch Putin beim Namen – er errichtet einen Bannbezirk des ebenso Unsagbaren wie Unsäglichen um die beiden Aggressoren. Er nimmt aber nicht nur den Kremlherrn ins Visier, sondern auch die russische Bevölkerung, die bestenfalls murmelt, es sei «nicht alles so eindeutig», oder dann aber trotzig behauptet, man könne «den Sieg über Hitlerdeutschland wiederholen». Selenski spielt mit dieser propagandistischen Sprechblase, indem er sie in eine lyrische Diktion überführt: «Potwori potschali powtori.» («Die Monster haben mit der Wiederholung begonnen.») Geschickt bindet Selenski auch sein internationales Publikum ein. Die Zerstörung von Mariupol vergleicht er mit der Vernichtung europäischer Städte durch nazideutsche Bomben: Warschau, Coventry, Rotterdam. Er stellt das Massaker von Butscha in die Tradition der Nazi-Kriegsverbrechen im französischen Oradour und im tschechischen Lidice.

Bereits in seinen früheren Ansprachen vor europäischen Verbündeten hatte Selenski diese Spiegelstrategie eingesetzt. Im Europäischen Parlament appellierte er an die Wertegemeinschaft der EU, in die er selbstverständlich auch die Ukraine einschloss. Er unterstrich die Authentizität seines Sprechens, indem er sein Manuskript ostentativ beiseitelegte. Seine Stimme zitterte, als er vom Tod unschuldiger Kinder im Krieg sprach. Schliesslich drehte er die Beitrittsrhetorik um und suggerierte, dass Europa im ukrainischen Widerstandswillen seine wahre Identität finde. Vor dem britischen Unterhaus griff Selenski das vielleicht bekannteste Zitat aus der englischen Literatur auf und stellte fest: «Die Frage ist für uns nun: Sein oder Nichtsein. O nein, diese Shakespeare-Frage. Diese Frage konnte während dreizehn Tagen gestellt werden, aber nun kann ich Ihnen die Antwort geben. Es ist definitiv ja: Sein.» Der ukrainische Präsident fuhr mit einem weiteren berühmten Zitat fort, diesmal von Churchill, der vor dem Unterhaus am 4. Juni 1940 zu entschiedenem Widerstand gegen die deutschen Angreifer aufgerufen hatte. Selenski wiederholte fast wörtlich die Formulierungen des britischen Premierministers: «Wir werden bis zum Ende kämpfen, zu See, in der Luft. Wir werden für unser Land kämpfen, was immer der Preis sein wird. Wir werden in den Wäldern, in den Feldern, an den Ufern, in den Strassen kämpfen.»

Selenski verkörpert in seiner Selbstinszenierung den Kampfgeist und die Solidarität der ukrainischen Nation: Er ist übernächtigt wie ein Feldkommandant, der Bart wächst wie bei seinen Soldaten in den Schützengräben, er lässt seinen Gefühlen viel Freiraum. Die Wirkung seiner Auftritte wird durch den Kontrast zu den hölzernen Wortmeldungen des russischen Präsidenten noch verstärkt. Am 24. Februar trug Putin seine Kriegserklärung in einem langfädigen Monolog vor. Er sass hinter einem zu hohen Tisch in einem Kommandobunker, neben sich zwei sowjetisch anmutende Telefone. Er präsentierte dem Westen, vor allem den USA, ein umfassendes Sündenregister: Man habe Russland getäuscht, belogen, abserviert. Man habe sich nicht an die Grundsätze der internationalen Beziehungen und auch nicht an moralische Normen gehalten. Die USA seien ein «Imperium der Lüge», das sich mit Satellitenstaaten umgebe.

Es fällt nicht schwer, in diesen Vorwürfen eine Spiegelung von Putins eigenem politischem System zu sehen: In Tat und Wahrheit ist Russland selbst der Hegemon, der seinen Nachbarstaaten keine Souveränität zugesteht. Russland hat alle internationalen Gepflogenheiten verletzt, von der Uno-Charta über die Russland-Nato-Grundakte bis zu den OSZE-Verträgen von Istanbul und Astana. Russland ist genau jenes «Imperium der Lüge», das sich auf eine groteske Staatspropaganda stützt.

> Selenski verkörpert in seiner Selbstinszenierung den Kampfgeist und die Solidarität der ukrainischen Nation.

Putin liebt es, seine ideologischen Positionen religiös zu verbrämen. Er trat am 18. März an einer bizarren Veranstaltung im Moskauer Luschniki-Stadion auf. Die Fernsehübertragung wurde mitten in Putins Rede unterbrochen – angeblich wegen eines technischen Problems. Der wahrscheinlichere Grund waren allerdings die Buhrufe und Pfiffe, die von dem mit Bussen herbeigekarrten und mit Handgeld ausgezahlten Publikum kamen. Putin pries die Stärke der Armee und zitierte aus dem Johannes-Evangelium: «Es gibt keine grössere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.» Die russischen Soldaten würden «Schulter an Schulter» kämpfen und sich im Notfall wie ein Bruder vor die Kameraden werfen, um die feindliche Kugel auf sich zu nehmen. Putin rief pathetisch aus: «Eine solche Einheit gab es bei uns schon lange nicht mehr.»

Am 21. April erstattete der zeitweilig verschwundene Verteidigungsminister Schoigu dem Präsidenten Bericht über die «Befreiung» Mariupols. Schoigu las mechanisch von einem Papier ab, Putin sass verkrampft auf seinem Sessel und klammerte sich am Tisch fest. Das groteske Video endet mit Putins Befehl, das Stahlwerk Asowstal nicht zu stürmen, um das Leben der russischen Soldaten und Offiziere zu schonen.

Lexikalische Endlosschlaufen

Die Situation im Asowstal-Werk stellte Putin vor ein kommunikatives Dilemma: Er wollte die Einkesselung des Asow-Regimentes mit dem Sieg von Stalingrad im Februar 1943 in Verbindung bringen, als die Nazi-Armee entscheidend geschlagen wurde. Gleichzeitig drohte er aber auch selbst in eine Nazi-Rolle abzugleiten: Unbedingt verhindert werden musste der Eindruck, Russland wiederhole in Mariupol eine Blockade wie jene von Leningrad im Zweiten Weltkrieg, als während der Belagerung durch die Wehrmacht mehr als eine Million Menschen dem Hunger zum Opfer fielen.

Am 26. April deckte Putin deshalb den Uno-Generalsekretär Guterres in Moskau mit lexikalischen Endlosschlaufen zu, in denen er ihm vorlog, die humanitären Korridore aus Mariupol funktionierten. Indem Putin den russischen Urbizid in Mariupol zur gigantischen Hilfsaktion für die örtliche Bevölkerung umdeutete, bediente er ein altbekanntes kommunikatives Schema: Er präsentiert sich als Retter in einer Katastrophe, die er selbst herbeigeführt hat.

Mittlerweile ist die absurde Kreml-Rhetorik, die in Kiew ein Neonazi-Regime an der Macht sieht, in den Hintergrund gerückt. Neu wird die russische Bevölkerung auf einen Kampf gegen die feindliche Nato eingeschworen. Fristgerecht hat auch das Staatsfernsehen auf den Siegestag eine geschichtspolitische Offensive eingeleitet. Pawel Fitin (1907 bis 1971), der Chef des sowjetischen Auslandgeheimdienstes während des Zweiten Weltkriegs, steht im Zentrum eines Dokumentarfilms und einer Fernsehserie. Fitin konnte erfolgreich Churchills «Operation Unthinkable» aufdecken. Dieser Plan wurde noch im Mai 1945 entworfen, aber nie umgesetzt. Die USA und Grossbritannien hätten sich mit der besiegten Wehrmacht verbünden sollen, um die Rote Armee zurückzuwerfen.

Der Kreml kann in seiner gegenwärtigen Kriegsrhetorik solche Projekte natürlich ausschlachten. «Operation Unthinkable» ist aus russischer Sicht der endgültige Beweis dafür, dass der Westen gemeinsame Sache mit den «Nazis» macht und deshalb mit derselben Entschlossenheit bekämpft werden muss. Es ist Putin in den letzten zehn Jahren gelungen, die russische Gesellschaft in einen geistigen Belagerungszustand zu versetzen. Russland wird als Festung der Wahrheit präsentiert, als Fels in der Brandung einer McDonaldisierung der Kultur, in der nicht einmal mehr die Geschlechtsidentitäten gewiss sind. Der Zweite Weltkrieg hat aus dieser Sicht nie geendet: Russland muss bis heute die faschistische Bedrohung aus dem Westen abwehren.

Unterstützt wird diese aggressive Geschichtspolitik durch gezielte soziale Werbung, die der Bevölkerung signalisiert, dass auch der geplante Nato-Beitritt Schwedens von einer «faschistischen» Gesinnung zeuge. An Moskauer Bushaltestellen kann man nun den Slogan lesen «Wir sind gegen den Faschismus, aber sie nicht» – das Wort «wir» ist in den Farben der russischen Flagge eingefärbt, das Wort «sie» in den schwedischen Farben. Darunter finden sich echt oder vermeintlich hitlerfreundliche Zitate von Astrid Lindgren, Ingmar Bergman und Ingvar Kamprad.

Die urbane Intelligenz in Russland verortet ein faschistisches Regime spätestens seit dem 24. Februar allerdings nicht in Kiew, sondern im Kreml. In den sozialen Netzwerken häufen sich die Memes, in denen das Z, das russische Logo des Angriffskriegs gegen die Ukraine, als halbes Hakenkreuz gedeutet wird. Selenski hat in seiner Videobotschaft zum 8. Mai den Spiess erfolgreich umgekehrt. Es wird für den Kreml immer schwerer werden, sich als antifaschistische Speerspitze aufzuspielen. Wie der Krieg militärisch ausgehen wird, ist ungewiss. Der kommunikative Sieger aber steht bereits fest.

Ulrich M. Schmid ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands sowie Prorektor Aussenbeziehungen an der Universität St. Gallen.